

MILO RAU

GRUNDSÄTZLICH UNVORBEREITET

99 Texte über Kunst und Gesellschaft

**Herausgegeben von
Rolf Bossart und
Kaatje De Geest**

VERBRECHER VERLAG

Milo Rau ist weltbekannt als Regisseur, Filmmacher und Aktivist. Mit dem NTGent leitet er zurzeit eines der aufregendsten Theater Europas. Auch außerhalb der Theaterwelt leistet er vielfältig Beitrag zu Debatten und beeindruckt mit erkenntnisreichen Texten. Rau nimmt Anteil, wenn er berichtet, und er stellt den Menschen ins Zentrum des Weltgeschehens, das er vermittelt, sei es aus Köln oder der Schweiz, sei es aus Brasilien, Irak oder dem Kongo. Hinzu kommen bissige Satiren. Stets erweist sich Rau dabei als ein Beobachter, der Details sieht, die Journalist:innen oft verborgen bleiben.

Mit den 99 Texten präsentieren die Herausgeber:innen Rolf Bossart und Kaatje De Geest eine Art Logbuch Milo Raus – eines Künstlers, der immer wieder seine eigene Position und seine Privilegien hinterfragt.

Milo Rau, geboren 1977 in Bern, arbeitet als Regisseur, Autor und sozialer Plastiker. Sein Werk umfasst über 50 Theaterstücke, Filme, Bücher und Aktionen. Im Verbrecher Verlag erschienen von ihm u. a. »Die Moskauer Prozesse / Die Zürcher Prozesse« (2014), »Althussers Hande« (2015), »Die Europa Trilogie« (2016), »Five Easy Pieces / Die 120 Tage von Sodom« (2017), »Das Kongo Tribunal« (2017) und »Lenin« (2017). Zudem gibt er die Golden Books des NTGent heraus, in der Reihe erschienen zuletzt die Bände »The Art of Resistance« (2020) und »Why Theatre?« (2020).

INHALT

2014

- Lob der Schweiz 9
Jenseits von Europa 11
In der Vorgeschichte
des Menschen 13
Kompromiss statt Streit 15
Lob der Kritik 17
Tagebuch des Absurden 19
Deutsche Mädels für Putin 21
Bescheidwissen 23
Heideggers Outcome 25
Oldschool and Highschool 27
Gefährliche Bücher 29

2015

- Je suis Stalin 33
Ich, der Neokolonialist 35
Ich bin Ophelia 37
Das Zünglein an der Waage 39
Keine Rakete über Zürich 41
Über die Toten nur Gutes 43
20 Dollar für einen Verriss 45
Wiedersehen mit dem alten Ich 47
Bin ich konservativ? 49
Der Nachruf zu Lebzeiten 51
Wildschweine am Waldrand 53
Das Speer-Feeling 55
Meisterkurs in Venedig 57
Meta-Sklaverei 59
Alltagssoziologie 61

2016

- Mit Goldfolie auf Lesbos 65
Mehr als eine böse Erinnerung? 67
Was bringt Kunst? 69
Ich scheiße auf das neue Europa 71
Wie ein Trainer in der Provinz 73
Skandal, Skandal! 75
Rhetorik der Retourkutsche 77
Verrückte Reisen 79
Der Weltmarkt des Mitleids 81
Die Ruhe vor dem Untergang 83
Übung in Demut 85
Die Normalität des Heroischen 87
Mich seht ihr so bald
nicht wieder 89

2017

- Anleitung für die
Experto-Komödie 93
Das Lachen der Opfer 95
Wenn alles schief läuft 97
Ein Parlament für alle 99
Bekenntnisse eines
Prokrastinators 101
Ich, der Frankreich-Experte 103
So ein Theater! 105
Unter Greisen 107
Ein Lob für die Provinz 109
Neulich im Schloss Bellevue 111

Erste Auflage
Verbrecher Verlag Berlin 2021
www.verbrecherei.de
© Verbrecher Verlag 2021

Druck und Bindung: CPI Clausen & Bosse, Leck
Satz: Christian Walter

ISBN 978-3-95732-475-7

Printed in Germany

Der Verlag dankt Sophie Bölke, Alissa Fenner
und Anouk Spilker.

Wenn die Schweiz der
Kongo wäre 113
Hau den Rau 115
Das Ende des Augusts 117
Die finstere Seite der Vernunft 119

2018

Die verglühte Stadt 123
Bin ich ein St. Galler? 125
Der Jihadist im »Genter Altar« 127
Die Ödnis des Geschmacks 129
Das lächerliche Theaterwesen 131
Grundsätzlich unvorbereitet 133
Verdrängt von Meghan Markle 135
Was ist eine Meinung? 137
Vom Tabu zum Programm 139
Die Laufmaschinen im
Alltagsgewebe 141
Zucker für den Affen 143
Dank an die Fledermaus 145
Im Königreich der Angst 147
Es hat sich gelohnt 149
Algorithmus des Zeitgeistes 151

2019

Jesus und die Mafia 155
Herkunft ist alles 157
Gas geben mit zittrigen Fingern 159
Bin ich ein Vampir? 161
Dem Fischer hätte es gefallen 163
Die Lektion der Kinder 165
Theorie und Praxis 167
Das Wichtigste, was wir haben 169

Wie simpel und menschlich 171
Zehn Minuten bis Brülisau 173
Der Geist von Mossul 175
Kulturkampf in Flandern 177
Antigone im Amazonas 179
Und dann das schwarze Nichts 181

2020

Sorry für alles 185
»Ich krieg die Wurst!« 187
Umzingelt von Mimosen 189
Trigger-Warnung als Lebensstil 191
Wir sind nicht die Lösung 193
Bleiben Sie paranoid! 195
Hypersensibel und
doch ignorant 197
Wir Sklavenhalter:innen 199
Mein Ostende 201
Dieser grandiose Quatsch 203
Mundgeruch der Demokratie 205
Plötzlich diese Offenheit 207
Die Ausnahme ist die neue
Normalität 209
Warum ich das Theater liebe 211
Just asking 213

2021

Was man beim Sturm aufs Capitol
hätte besser machen können 217
Illusions-Heroin 221
Editorische Notiz 223

LOB DER SCHWEIZ

Vor drei Tagen war ich in Winterthur, einer Stadt, die ziemlich genau auf halber Distanz zwischen Zürich und St. Gallen liegt. Obwohl ich in St. Gallen aufgewachsen bin und in Zürich studiert habe, bin ich bisher nie in Winterthur aus dem Zug gestiegen – etwas, das ich selbstverständlich auch über die meisten anderen Schweizer Städte sagen könnte. Wie auch immer, im Theater Winterthur wurden am vergangenen Donnerstag die Schweizer Theaterpreise verliehen, einer davon freundlicherweise an mich.

Es mag sein, dass die wohlmeinenden Worte der Jury und das Gratisbier meine Wahrnehmung leicht trübten. Doch wenn es eine Kombination von Eigenschaften gibt, die für mich das kennzeichnen, was man »schweizerisch« nennen könnte, so waren sie alle in Winterthur versammelt. Schon bei den Reden ging es los: Auf den fabelhaften, den »Schweizermachern« entsprungenen, natürlich schnauzbärtigen Stadtpräsidenten (»Das Theater ist Auseinandersetzung!«) folgte der genauso fabelhafte, seinerseits völlig postmoderne Bundesrat Berset, der in knapp drei Minuten in drei Sprachen Victor Hugo, Brecht, Dürrenmatt, Frisch und seine Kinder zitierte. Die Preisverleihung selbst war von einer Art familiären Selbstironie unterströmt, wie es sie meines Erachtens nur in der Schweiz gibt: alles total professionell gemacht, alles total interessant, auch alles halb so wichtig!

Das Ganze endete damit, dass man mit Kindergabeln aus winzigen Tellern Risotto und Tomatensalat aß und ein Mann namens

»Plattenleger Edi« (ebenfalls mit Schnauzer, vielleicht der Bruder des Stadtpräsidenten?) eine derart grotesk veraltete DJ-Performance abliefern, dass sich der Abend in die irre Variante eines Matura-Abschlussballs aus den 80ern verwandelte. Und es gab auch den unvermeidlichen Bündner, der sich darüber beklagte, dass die Preisverleihung drei- und nicht viersprachig ausgerichtet worden war. »Wäre ich Jurassier«, sagte er, »dann würde ich dieses Scheißtheater in die Luft sprengen. Und das Bundesamt für Kultur gleich mit. Aber klar, mit uns Rätoromanen kann man es ja machen.«

Worauf will ich eigentlich hinaus?

Auf die Schweiz natürlich – auf was sonst? Denn würde man einem Pakistaner oder Mexikaner erklären wollen, wie unser Land funktioniert, so hätte man ihn nur nach Winterthur mitnehmen müssen: zu diesem Meisterwerk der anarchischen Biederkeit und des völlig professionellen Understatements. In Deutschland sind solche Preisverleihungen für gewöhnlich fies und aufgeblasen, und ich fühle mich danach immer wie ein Trottel. Hier allerdings fühlte ich mich, zum ersten Mal in meinem Leben, tatsächlich geehrt. Danke, Merci, Grazie! Und da mir der rätoromanische Begriff *partout* nicht einfallen will, schlage ich vor, dass das Bundesamt für Kultur als Zeichen meiner Dankbarkeit in die Luft gesprengt wird.

JENSEITS VON EUROPA

Jenseits von Europa werde ich oft für einen Deutschen gehalten, manchmal für einen Franzosen, ab und zu für einen Rumänen. Grundsätzlich ist mir das egal, als ich aber vor ein paar Tagen auf einem Festival in den USA als »Regisseur aus Brüssel, der Hauptstadt Europas« vorgestellt wurde, erhob ich Einspruch. Ich sei nicht Belgier, sondern Bürger der Schweiz – welche, nebenbei bemerkt, nicht zur EU gehöre. Der Moderator, der aufgrund meines Akzents nur die Hälfte verstanden hatte, jedoch eine jener unschönen nationalistischen Szenen heraufziehen sah, für die wir Europäer berüchtigt sind, fiel mir sofort ins Wort. Es tue ihm schrecklich leid, er habe das stolze serbische Volk nicht beleidigen wollen! Das Publikum klatschte Beifall, und eine hünenhafte Latina aus der ersten Reihe umarmte mich spontan.

Im Anschluss an die Debatte lernte ich eine (echte) Serbin kennen, Professorin für Kunstgeschichte in Harvard. Im Lauf des Nato-Bombardements 1999 seien zwei ihrer Familienangehörigen von amerikanischen Streubomben zerfetzt worden, erzählte sie mir, weshalb sie die Stelle in Harvard »mit gewissen Vorurteilen« angetreten habe. Doch alle seien derart verständnisvoll hier, derart an Europas schizophrenen Anwandlungen interessiert, dass sie sich irgendwann gefragt habe, ob sie die Professur nicht vielleicht erhalten habe, weil sie Serbin sei. Einer der amerikanischen Juniorprofessoren habe kürzlich sogar ein altes Gutshaus in Bulgarien gekauft. »Stell dir vor:

Bulgarien«, sagte sie lachend, als fände ihr amerikanischer Kollege Gefallen daran, sich aus einem Mülleimer zu ernähren.

Wie sich am Abend herausstellte, war die Latina, die mich umarmt hatte, eine hohe Offizierin der amerikanischen Streitkräfte. Sie wisse, sagte sie, dass wir das als europäische Nationalisten nicht gern hören würden, doch die Bombardierung Budapests sei völkerrechtlich absolut korrekt gewesen. »Belgrads«, korrigierte die serbische Kunsthistorikerin, aber der minimale phonetische Unterschied wurde von ihrem Akzent verschluckt. Beim Apéro erzählte sie mir, sie habe vergangenen Winter am Bodensee das Sanatorium ausfindig gemacht, in dem Aby Warburg behandelt worden war. Bei ihren Recherchen sei sie ständig zwischen Konstanz und Kreuzlingen hin- und hergefahren, kein Zollbeamter weit und breit. Wo denn der Unterschied zwischen den beiden Ländern liege? Sogar der seltsame Dialekt sei ja derselbe.

Kurz spürte ich die Berufung, ihr die fundamentalen kulturellen Gegensätze zu erklären, die Deutschland und die Schweiz für ewig voneinander trennen. Plötzlich überkam mich aber eine unwiderstehliche Müdigkeit. »Keine Ahnung«, sagte ich. »Jedenfalls spielen die Deutschen besseren Fußball.«

IN DER VORGESCHICHTE DES MENSCHEN

Gerade schrieb mir ein befreundeter kongolesischer Studentenführer: Ich solle ihm bitte die Aufnahmen schicken, die ich im Juni anlässlich des Massakers von Mutarule – ein Dorf im Ostkongo – gemacht habe, er wolle nämlich einen Prozess anstrengen.

In Mutarule sind vor eineinhalb Monaten 35 Kinder und Frauen von Milizen ermordet worden. Durch eine Verwicklung von Zufällen waren wir das erste Kamerateam vor Ort. Die Einwohner:innen hatten die mit Gewehren und Macheten getöteten, teilweise verbrannten Leichen aus Protest auf die Straße gelegt: eine lange Reihe toter Körper, bis auf eine Ausnahme handelte es sich um Mütter und ihre Kinder, das jüngste war zwei Monate alt. Trotz der grässlichen Wunden sahen sie friedlich aus, als würden sie schlafen.

Die Bevölkerung war nicht verzweifelt, sie war völlig außer sich. Hätte nicht der Studentenführer für uns Partei ergriffen, die Dorfjugend hätte uns wohl umgebracht, als Antwort auf die absurde Abgebrühtheit und Tatenlosigkeit der Welt. Doch nun wurde unser Kameramann aufgefordert, jede einzelne Leiche, jedes verbrannte Haus und jedes blutbeschmierte Kleidungsstück zu filmen. Einige Stunden später traf der kongolesische Innenminister ein. Auch er wäre sofort massakriert worden, hätten ihn nicht bis an die Zähne bewaffnete Elitetruppen begleitet.

Dann ging alles erstaunlich schnell: Ein Bagger hob ein Massengrab aus, die Leichen wurden hineingelegt, der Minister warf unter

dem Hohngeschrei der Dorfbevölkerung eine Handvoll Dreck hinterher. Ich erinnere mich besonders daran, wie sich der Minister umständlich die Hände abwischte und wie der süßliche Leichengeruch tagelang nicht aus den Kleidern (und sogar dem Mund) zu kriegen war.

Warum ich das alles hier berichte? Weil es in der Region, die reich an Mineralien ist, nicht zufällig zu diesen Massakern kommt. Denn im großen Stil schürfen kann man erst, wenn die Einwohner verschwunden sind – einen Gefallen, den die Dorfbevölkerung übrigens ihrer prozentual an den Gewinnen der Bergbauunternehmen beteiligten Regierung unterdessen gemacht hat: Sie hat Mutarule verlasen.

Von Jean Ziegler stammt ein Satz, der mich immer sehr beeindruckt hat: »Wir befinden uns in der Vorgeschichte des Menschlichen.« Wir sind noch unfertig, gierig, grausam und gedankenlos wie Tiere, erst auf halbem Weg zum Menschen. Manchmal fürchte ich jedoch, dass wir unsere Chance verpasst haben – und uns bereits in der Nachgeschichte des Menschlichen befinden. Denn wie zum Hohn ist mein iPad, auf dem ich diese Dinge schreibe, mit Kondensatoren ausgestattet, die aus genau den Mineralien hergestellt sind, wie sie in der Region von Mutarule abgebaut werden.

KOMPROMISS STATT STREIT

Genf ist eine zutiefst religiöse Stadt. Nach zehn Uhr abends kann man kein Bier »über die Gass« mehr kaufen, an jeder Straßenecke steht mindestens ein protestantischer Tempel. Sogar in der abgefückten Bar gleich hinterm Hauptbahnhof ist kurz vor ein Uhr Schluss. Während in anderen Glaubensmetropolen – St. Petersburg oder Teheran – der religiöse Wahn sich eher intolerant gebärdet, ist in Genf alles auf Kompromiss ausgerichtet. Calvin, eine Art Baghdadi der Reformation, schickte Andersgläubige auf den Scheiterhaufen. Heute wird man in Genf für Provokationen zu Boden gestreichelt. Die letzten zehn Tage war ich vor Ort: Das Genfer Theaterfestival La Bâtie hatte mich im Jahr 2014 freundlicherweise als Ehrengast eingeladen.

Ich muss zugeben: Vor allem die angesetzten Gespräche machten mich im Vorfeld nervös. Denn normalerweise kommen zu diesen immer nur jene Zuschauer:innen, die etwas auszusetzen haben: Politaktivist:innen, denen ich zu radikal oder nicht radikal genug bin, und allerlei Professor:innen, die mir nachweisen, dass ich ein unzurechnungsfähiger Wirrkopf bin, der von Kunst keine Ahnung hat.

Nicht so in Genf. Der Höhepunkt des postmodernen Calvinismus war zweifellos das Gespräch nach »Breiviks Erklärung«, einer Verlesung der Verteidigungsrede des norwegischen Terroristen und Islamhassers Anders Behring Breivik, der 77 Menschen ermordet hatte. Während wir an allen bisherigen Spielorten von den Medien